

Historische Sozialkunde

Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung

4/2002



Krieg und Akkulturation

Vom Lernen in der Feindschaft

VGS

Verein für Geschichte und Sozialkunde
32. Jg./Nr. 4 Oktober–Dezember 2002

Inhaltsverzeichnis

- 2** *Gottfried Liedl*
Zum Geleit
- 3** *Markus Holzweber*
Kreuzzug und *djihad*: ein Vergleich
Das Christentum in der Frühzeit - Grundlegung einer „christlichen Kriegslehre“? – Augustinus und die Folgen. Zur Tötungsproblematik in der Frühzeit – Wege zum Kreuzzug. Übergänge zum Heiligen Krieg – Übernahme, Weiterentwicklung oder Nichtbeachtung des gegnerischen Gedankenguts?
- 10** *Kristina Winter/Martina Scheuhammer*
Kriegeridentitäten und Kreuzzugspropaganda
Kriegeridentitäten und die Rolle der Gewalt – Die Wahrnehmung des Anderen aus islamischer und „fränkischer“ Sicht – Akkulturationserscheinungen – Die Propagandafrage: Piacenza, Clermont und die Folgen – Kreuzzugseuphorie – Kreuzzüge in der Literatur der Zeit
- 17** *Andreas Obenaus*
Die christlichen, byzantinischen und muslimischen Landarmeen zur Zeit der Kreuzzüge – ein Vergleich
Rekrutierung – Finanzierung – Militärsystem und Taktik. Die Truppengattungen und ihre Verwendung im Kampf – Bewaffnung. Zur Frage des „Technologietransfers“ – Schlussbetrachtungen: Krieg - ein Motor der Akkulturation?
- 28** *Stefan Lamprechter/Gerald Weigl*
Der Weg nach Tenochtitlan
Verlauf der Reconquista – Innovation und Mentalität an der Frontera – Ideologien und Parallelen auf dem Weg von der Reconquista zur Conquista – Quellenkritik – Eine kurze Ereignisgeschichte – Waren die Erfolge der Spanier militärisch fundiert? – Herrschaftssystem und militärische Stärke – Eine Umdeutung der Conquista – Manipulierte Machiavellisten
- 40** *Thomas Kolnberger*
Krieg und militärische Akkulturation
A) Zur Ausweitung der europäischen Kampfzone in Übersee - Notizen zur europäischen Expansion in Übersee unter militärischen Gesichtspunkten – B) Perspektiven von Krieg und Militär in der Geschichtsschreibung
- Fachdidaktik**
- 50** *Stefan Lamprechter/Alexander Schober*
Vorstellungen und Erwartungen der Spanier von der Neuen Welt
Oder wie der Film „Die Amazonen“ entstand

Krieg und militärische Akkulturation

Seit der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit hat Europa weltweit seine Präsenz erhöht. Rund um den Globus erkundeten nordatlantische Seemächte in immer größerem Umfang und mit steigender Intensität Länder und die für sie fremden Völker und Kulturen. Alle Erdteile werden dabei für die Weltöffentlichkeit entdeckt, und es sind in erster Linie Europäer, welche die Kontinente immer enger verknüpfen. Eine Bedeutungszunahme des Westens im Zentrum dieser globalen Erstvernetzung ist unübersehbar. Nicht nur Europas Handel, seine gewerbliche Produktion und transkontinentale Politik, auch seine Kriegsmacht ist am Ende der Neuzeit dominant geworden. Die erste, zweite und alle folgenden Industrialisierungswellen zeigen Wirkung – insbesondere für das Kriegshandwerk: Militärische Hardware (technisch-logistische Ausrüstung) bzw. Software (Training und Ausbildung) westlicher Provenienz wurden bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zum Weltstandard und klaren Vorbild für alle anderen Staaten. Lang genug hat man als Historiker auf dieses eindeutige Bild, worin freilich immer noch Lücken und Ausnahmen geblieben sind, warten müssen. Nach Übersee schifften sich Kolumbus und seine Begleiter nämlich weder mit überlegenen, unwiderstehlichen Waffen ein noch taten sie dies mit einem alles überragenden Kriegsethos oder Kampfstil. Viele seiner Nachfolger segelten ihm ohne sichtbaren Erfolg hinterher, reüsierten weder im Handel noch politisch, noch in ihrer Eigenschaft als

Möchtegern-Kolonialisten – oft konnten sie nicht einmal richtig Fuß fassen, geschweige denn als Eroberer siegreich „in goldene Städte einmarschieren“. Im Kielwasser der Expansion folgten gleichermaßen Triumph wie Niederlage und gerade im militärischen Bereich blieb die Situation für geraume Zeit uneindeutig. Das mag überraschen, denn kriegerische Gewalt gilt als erstes Argument von Eroberung und Expansion. Für den Erfolg westlicher Kolonialmächte musste dieser Faktor zwangsläufig von größter Wichtigkeit sein.

A) Zur Ausweitung der europäischen Kampfzone in Übersee – Notizen zur europäischen Expansion in Übersee unter militärischen Gesichtspunkten

Militärische Überlegenheit ist nicht nur erstes, sondern mitunter letztes Argument in der Begegnung von großen und kleinen Gesellschaften. Krieg und Kampf waren ebenso häufig Zeichen erster Kulturkontakte wie Abschluss und Ende von Akkulturation. In der überseeischen Begegnung des Westens mit dem „Rest der Welt“ lassen sich anschaulich alle Schattierungen für diese Behauptung finden.

So blieb den Portugiesen, Spaniern, Franzosen, Italienern, Engländern, Niederländern und Russen oft nichts anderes übrig, als die militärische Unantastbarkeit weiter Regionen zur Kenntnis zu nehmen, oder sie mussten sich auf ein ausgedehntes, interaktives Kriegsspiel mit schweren Verlusten einlassen.

Was nutzte schon die Überlegenheit ihrer Linienschiffe auf hoher See (des großen Kanonensegelbootes mit Breitseite, eine spezifische europäische Entwicklung des 17. Jahrhunderts), wenn einfach die Häfen und Anlegestellen verweigert wurden? Die Küsten Japans, Chinas und anderer Länder blieben verbotene Gestade. Selbst nach erfolgreicher Landung fanden indigene Völker und Reichsorganisationen schnell heraus, mit wem sie es bei den Neuankömmlingen zu tun bekommen hatten. Das neugierige Beobachten beiderseits fand vom Strand weg statt. Blieb den Einheimischen genug Zeit, konnten sie sich auf den neuen Spieler einstellen und lieferten einen hartnäckigen Abwehrkampf bis in unsere Tage. Ließen ihnen dann noch die von Europäern ausgelösten Seuchenzüge beziehungsweise die ihnen folgende demographische Walze der Einwanderung aus dem Westen genug Zeit, Raum und Menschen, so setzte sich die Akkulturation unvermindert fort. Für die gesamte Neuzeit und speziell für die ersten kolonialen Brückenköpfe – Machtpunktierungen mit Küstenforts und dergleichen – muss festgehalten und betont werden, dass es eher die „Eroberer“ waren, die gezwungen wurden, sich anzupassen und auf Zeit zu spielen. Ja selbst die spektakulären Eroberungen von imperialen Machtzentren, wie Tenochtitlán oder Cuzco, waren nicht der Abschluss von Pazifizierung, sondern bloßer Auftakt dazu. Ein gleichermaßen mühsamer wie brutaler Weg, mit überraschenden Konstellationen und Interaktionen von allen Seiten. Hier einige Testfälle und Beispiele, die zeitlich und geographisch Fortsetzung und Erweiterung der vorstehenden Arbeiten sind.

Die „Pferderevolution“ im Norden und Süden der Amerikas

Erstes Beispiel: Chile. – Bis Mitte des 17. Jahrhunderts kostete der „wilde Süden“ des Vizekönigtums Perú/

Generalkapitanat Chile ca. 20.000 spanische Soldaten das Leben. Nach dem Fall Cuzcos rückten die Spanier immer weiter in die vom Inkaimperium hierarchisch organisierten Gebiete vor. Doch an den Mapuche, den „Menschen der Erde“, eines nicht vom Inkakosmos berührten Teilstammes der Araucanos, scheiterte die Unterwerfung. Im Wesentlichen schützten tribale Strukturen wie anderswo auch vor schneller Eroberung und verzögerten sie hier sogar bis in die Tage des Diktators Pinochet. Die Spanier versuchten zuerst alle Rezepte anzuwenden, die sie aus der bisherigen Erfahrung im Umgang mit den Völkern der Amerikas gewonnen hatten. Sie rekrutierten Einheimische unter spanischem Kommando (*ethnic soldiering*) und mischten Konquistadoren aus aller Herren Länder dazu. In klassischer Vorgangsweise richteten sie für die weitere Eroberung des Mapuche-Landes Stützpunkte (*presidios*) als befestigte Militär- und Versorgungsbasen ein. Der Widerstand der Mapuche dagegen organisierte sich um einen „Big Man“, einem Kriegshäuptling (*toqui*), der selbst vorher mit anderen den Gegner und seine Stärken über Jahre, als Scout getarnt, ausspioniert hatte. Aufgrund der dabei gewonnenen Erkenntnisse verweigerte er der spanischen Feldarmee die offene Feldschlacht und zwang den Konquistadoren ihre eigene Trumpfkarte, den Guerilla-Kampf in kleinen Trupps, auf. Auch profitierten die Mapuche von spanischen Überläufern, die es vorzogen, unter den „Wilden“ zu leben und als kundige Renegaten die Seiten gewechselt hatten.

Bevor die Spanier kamen, kämpften die Araucanos noch wie fast alle anderen amerikanischen Völker zu Fuß und in agonaler Ordnung – nicht in Formation: „Jeder trat auf seine Art und Weise in die Schlacht ein und verließ das Schlachtfeld nach eigenem Gutdünken.“ Nach kurzem Schock der Erstbegegnung reagierten die Mapuche prompt, entwendeten den Spaniern Pferde, lern-

ten Reiten und begannen eine auf ihre Bedürfnisse abgestimmte Pferdezucht. „Ihre Kavallerie ist die beste, die man kennt. Die Reiter, von denen sie viele und ausgezeichnete besitzen, sind sehr stark und gut und brüsten sich damit, dass sie schon seit ihrer Kindheit zu Pferde reiten können (...)“, so ein weiteres zeitgenössisches Zitat von spanischer Seite. Sogar neuartige Anti-Kavalleriewaffen, wie Lassos auf Fangstangen (wie beim Hundefänger) oder „Schädelbrecher“ (*rompecabezas*), die man gegen das Pferd selbst einsetzte, wurden entwickelt. Veteranen europäischer und kolonialer Kriege mussten gegen einen immer selbstbewusster operierenden Gegner vorrücken. Die Mapuche stellten sich jetzt sogar dem Feind in größeren Gefechten und gingen in geschlossener, sich gegenseitig deckender Formation vor – ja, wendeten überdies eroberte spanische Kanonen gegen ihre früheren Besitzer. Die Spanier wurden mit ihrem taktischen Spiegelbild konfrontiert, das sie selbst noch durch die Übernahme von Ausrüstungselementen des Gegners (Schleudern, Textilpanzer u.a.) verstärkten.

Im Jahre 1602 – also nach 50 Jahren – musste der neue Gouverneur Chiles, Don Alonso de Ribera, eingestehen, dass ein militärischer Sieg nur durch ein neu überdachtes Strategiebündel zu erreichen sei: durch „verdeckte Kriegsführung“ mit Scheinrückzug nach Art der Mapuche selbst, durch reformiertes Training der Soldaten, angepasst an die Kunst des „kleinen Krieges“ (eine „hit-and-run-Taktik“), durch Intensivierung der Mis-



„Clash of Civilization“, engl. Kupferstich 17./18. Jahrhundert. Wille und Vorstellung im kriegerischen Streit: der großgewachsene Edle Wilde und seine Attribute (Waffen, Nacktheit, Riesenwuchs) gegen den weißen Eroberer (Feuerwaffen, Bekleidung, Zivilisation)
Quelle: I.K. Steele, *Warpaths: invasions of North America*. New York 1994

sionstätigkeiten, durch kommerzielle Unterhöhlung mittels Sklavenfang und Verschleppung der Mapuche, durch gezielten Verkauf von Alkohol und in perfiden „Waffenstillständen“, wie dem von 1641, die immer wieder gebrochen wurden. Der Ethnozid nahm seinen Lauf, er mutierte zu einem Abnutzungskrieg der langen Dauer, der nur einen Gewinner haben konnte.

Zweites Beispiel: die Prärien in Nordamerika. – Ausgewilderte Pferde der Prärie werden die Lebensweise der Menschen dort komplett umkrempeln. Statt irdene Töpferwaren – unzerbrechliche Lederbeutel, statt Hütten – Zelte, statt Kampf zu Fuß – Kavalleriegefecht. Der Umgang der nordamerikanischen Prärieindianer mit den „Mustangs“ spanischer Herkunft wurde binnen weniger Generationen zur sprichwörtlichen Meisterschaft gebracht. Das Pferd regiert die Welt dieser „modernen“ Reiterkrieger und der Büffel nährt sie. Hochmobil wie ihre Lebensweise wird ihr Jagdkampf zur Pferd. Ihr ziviles Lager ist zugleich Militärlager. Bis heute werden die Niederlagen, welche die Kavallerietruppen Washingtons in den Indianerkriegen erleiden mussten, in West Point, der wichtigsten US-Kriegsakademie, als Anschauungsmaterial verwendet. Little Big Horn und General Custer ist nur das prominenteste Beispiel.

Und die Wälder? Was im 19. und 20. Jahrhundert mit den Indianerreservaten im Westen enden sollte, begann in den Wäldern und an den Küsten des Ostens unter ganz anderen Bedingungen. Was sich wieder gleicht, ist die rasche Reaktionszeit beider Seiten – die der Neusiedler und der Indigenen –, worin sie sich auf geänderte Situationen des Gegenübers einstellen. „Du sollst vom Feind lernen, solange es zu Dir passt“, so könnte man die Umstände beschreiben – mit einem Wort: „retro-fitting“. Eine neuartige Waffe bzw. Taktik wird erfolgreich in altbewährte Kampfstrukturen eingepasst. Taktisch wurden die Eigen-

schaften, wurde die Nützlichkeit der eingetauschten Musketen von den Amerindianern sofort wahrgenommen. Die im Vergleich zum Bogen gestrecktere Projektilflughahn der Feuerwaffen war vorteilhaft für die Jagd und den Kampf, der von seiner Grundstruktur her aufgelöste Nahkampf ohne engere Formation blieb dabei erhalten. Die Waffe und ihr Potenzial ist „verstanden“ worden und konnte – so lange die Technik nicht zu kompliziert wurde – sogar von dorfeigenen Spezialisten repariert werden. Um an mehr Waffen, Schießpulver und andere Handelswaren zu gelangen, spielten verschiedene Stämme ihre weißen Bündnispartner geschickt gegeneinander aus. Die Indigenen bieten sich dabei vor allem als militärische Verbündete an. Und in der langen Epoche zwischen dem Zeitpunkt, als die spanische Dominanz in Europa endete und der Zeit, wo auch die französischen Hegemonialbestrebungen in die Schranken gewiesen waren, nutzten ehemals unbedeutende Stämme sehr geschickt ihre Chancen, wie sie sich aus den Machtkämpfen europäischer Kolonisten ergaben.

Die Kriegführung während des späten 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erforderte in den Waldzonen des Ostens eine andere Kampfweise, als es die Europäer gewohnt waren. Durch die Arbeitsteilung von Truppenkörpern unterschiedlicher Militärtradition etablierte sich eine Zwittertaktik. Zur Illustrierung mag das Schicksal einer britischen Expeditionsarmee herangezogen werden (allgemein zu Nordamerika: Steele 1994). Ein Heereszug mit zwei iro-britischen Regimentern, der sich 1755 auf das französische Fort Duquesne im heutigen US-Bundesstaat Delaware zubewegte, wurde auf dem Marsch abgefangen und in einen mustergültigen Hinterhalt gelockt. Die regulären franco-kanadischen Truppen aus Quebec und Montreal schlossen ein Tal mit ihren feuernden Schützen-Linien nach Art absolutistischer Ar-

meen ab, sie stoppten den Vormarsch. Und während die Briten immer wieder gegen diesen menschlichen Prellbock anrannten, wurden sie durch die amerindianischen Verbündeten der Franzosen mit gezielten Schüssen von den Flanken her aufgerieben – „keeping rank and firing platoons“ (die traditionelle Ordnung vorrevolutionärer Armeen) bedeutete angesichts der aufgelösten Ordnung der Amerindianer für die Briten quasi das Todesurteil auf Raten. – Reguläre und irreguläre Kampfweisen mischten sich nicht nur hier erfolgreich. Die Europäer passten sich mit eigenen Waldläufern, Rangern und Plänklern an: „The art of War is much changed and improved here. I suppose by the end of the summer it will have undergone a total Revolution (...) The Highlanders have put on breeches ... Swords and sashes are degraded, and many have taken up the hatchet and wear Tomahawks“, so der Situationsbericht eines britischen Offiziers aus 1758.

Widerstand der besonderen Art in Afrika und Asien

Südliches Afrika. – Zur Erinnerung: Bis 1876 (Berliner Konferenz) waren noch 90 Prozent des afrikanischen Kontinents in den Händen indigener Afrikaner, inklusive seiner arabo-islamischen Mittelmeer-Anrainerstaaten. Weiße Siedlungskolonien wie in den Amerikas finden sich zuerst und ausschließlich – sieht man vom Algerien unter Napoleon III. ab – im Süden des schwarzen Kontinents.

Entlang der Atlantikküste Afrikas wurden die Europäer – ähnlich wie in Mittel- oder Südamerika – zuerst Teil von afrikanischen Heeren ihrer Verbündeten. Im heutigen Kongo und in Angola integrierte man Portugiesen als schwere Stoßtruppen und machte sie zum harten Kern der Kriegshaufen. Da das Klima für Pferde tödlich war, dominierte hier eine lockere Kampfstruktur in aufgelöster Zweikampfordnung („hand-

to-hand-fighting“). Dem fliehenden Gegner wurde nachgesetzt, während die portugiesischen oder anderen weißen Verbündeten bei diesen Hetzjagden zurückblieben. Solche Komposit-Armeen konnten sich im Größen-Verhältnis von 300 „Portugiesen“ zu 9.000 angolanischen Imbari-Kriegern bewegen. Mit den für diesen Kampfstil gut sozialisierbaren „kalten“ Waffen – wie Schwertern, Hellebarden usw. – wurden die ersten eigenen Stützpunkttruppen der Portugiesen zu im Grunde afrikanischen Ensembles unter europäischer Führung. „If Africans were reluctant to accept European weapons, Europeans were remarkable quick to accept African tactics and organization“ (Vandervoort 1998). Zur Beunruhigung der Krone Lissabons „schluckte“ Afrika viele Portugiesen auf immer. Für diese Akkulturation/Assimilierung existierte sogar ein eigener Terminus verächtlichen Tonfalls: *cafralisar* – „zum Kaffer werden“.

Dramatisch wirkte sich der massenhafte Import von Feuerwaffen im Tausch gegen Sklaven aus. Richtige Schießpulver-Imperien wie das der Ashanti stiegen in der Hackordnung westafrikanischer Ethnien auf, führten Kriege für den Sklavenfang, dem sich die Nachbarvölker wiederum mit eigener Aufrüstung entgegenstellten. Die bisher üblichen Stammesfehden, die als „Nebenprodukt“ auch Kriegsgefangene abwarfen, wandelten sich zu richtiggehenden „Sklavenfangkriegen“, „involving tens of thousands of combatants moving considerable distances and campaigning over months“ – so J. E. Inikori über die grundlegend neue und ganz und gar autonome schwarzafrikanische Situation. Denn um an die begehrten Feuerwaffen zu gelangen, hatte sich der Kontinent selbst versklavt! Die Europäer fragten nach, die Mächtigen Schwarzafrikas lieferten. Das moralische Problem der Sklaverei hatte zwei Seiten. Aber wäre es auch anders gegangen?

Das Beispiel der Zulus. Die Zulus, ein ehemals unbedeutender Stamm

unter den Nguni-Völkern, vollzog unter Führung zweier Häuptlinge und warlords eine autonome militärische Revolution. Nicht mehr lockerer Agonalkampf, sondern gezielter Massivvorstoß wurde zur Militärdoktrin. Statt dem üblichen Wurfspieß wurde ein kürzerer Stoßspieß (= iKlwa) eingeführt, der als Konsequenz eine dichte Schlachtdrängung mit sich brachte. Die Truppen griffen jetzt wie die Gewalthaufen der europäischen Neuzeit mit ihren Stangenwaffen in geschlossener Formation und mit der Wucht einer Phalanx an (in so genannten „Büffelhörnern“). Aus allen Teilen des Militärreiches wurden dazu junge Männer in Altersregimentern zusammengezogen, kaserniert und im Verband trainiert. Ergebnis war eine der besten Infanterietruppen, die jemals aufgestellt wurden und die mit ihrer legendären Mobilität ohne(!) Schusswaffen der bestens ausgerüsteten britischen Expeditionsarmee bei Isandlwana (1879) eine spektakuläre Niederlage bereiteten. Nebenher verstärkte die Militärreform auch einst weniger strikte patriarchalische Strukturen und änderte die Sozialorganisation zu einem „schwarzen Sparta“ mit einer Kinder-Krieger-Ältesten-Ordnung mit akzentuierter Frauenunterordnung. Auf Dauer konnte aber damit dem steigenden Siedlerdruck der Buren und den rohstoffgierigen Briten nicht Einhalt geboten werden. Ihre Kriegertradition half den Zulus aber zu überleben und im heutigen Südafrika eine überproportional wichtige Rolle im politischen Leben einzunehmen.

Zwei Schießpulverrevolutionen außerhalb Europas

Zum Beispiel Japan. 1543 sind den Japanern durch Portugiesen erste Handfeuerwaffen vermittelt worden. Schon 1549 standen sie in größeren Stückzahlen im Kampf um die Neuordnung des Inselreiches in Verwendung. Am bemerkenswertesten dabei ist die Aufstellung von reinen Musketiereinheiten, welche dis-

zipliniert und auf Kommando geschlossene Salven abfeuern konnten. In der wichtigen Schlacht von Nagashino (1575) ordnete Oda Nobunaga – der erste von drei Reichseinigern in Folge – seine ca. 3.000 Musketenschützen in drei Reihen an, welche durch abwechselndes Vortreten, Schießen, Zurücktreten und Laden einen konstanten Feuerring gegen die gegnerische Kavallerie aufrecht hielten und dadurch den Sieg herbeiführten. Eine Feuer-taktik, die somit in Japan 20 Jahre vor vergleichbaren Experimenten in Europa, dem Herkunftsland der hardware, erfunden worden war. Nachdem die Macht der regionalen Fürsten gebrochen, ihre Trutzburgen geschliffen waren, wurde die Schusswaffenproduktion aber minimiert. Feuerwaffen widersprachen dem japanischen Kriegerethos der Samurai. Sie bedeuteten ein Risiko für die erneuerte „alte“ Sozialordnung der Tokugawa-Zeit, da sie von jedermann schnell und wirkungsvoll gelernt werden konnte. Was in Europa nicht gelang und weitgehend das Ende unserer Samurais, der Ritter, beschleunigte, konnte in Nippon erfolgreich zu Ende gebracht werden: die „Zähmung des Volkes“. Zumindest so lange, bis die Dampfschiffe von US-Commander Perry die Öffnung Japans und seiner Märkte erzwangen. Und wieder das gleiche Bild. Rasch wurde in Tokio reagiert und die eigentliche Devise der Meiji-Restauration lautete: „Stärke die Armee und mache das Land reich“. In der Seeschlacht von Tsushima (1905) fuhren schon Kriegsschiffe nach europäischem Vorbild, aber von japanischer Erzeugung mit in der Kiellinie und vernichteten eine russische Kriegsflotte.

Beispiel Nummer zwei: Indien. Man könnte folgendes Bonmot wagen. Bevor der Duke of Wellington Napoleon bei Waterloo entgegentrat, war er ihm schon anderswo begegnet – zumindest seinem „System“. In Indien, während der Marathenkriege von 1803–1805, war

die Einsatzweise der Artillerie auf indischer Seite gegen die Briten und die Soldaten der East-India-Company dem englischen Verständnis weit voraus. „Indisch“? Das war die neue französische Schule: „Instead of supporting the movements of the infantry, it became the pivot of the manoeuvre, the centre of attack or defence, with the battalion acting as its framework and support“, so Pemble. Arthur Wellsley – späterer Name: Wellington – lernte als Kolonialoffizier auch von seinen indischen Regimentern, dass man sich vor schwerem Feuer im Felde wegduckern kann(!). In Europa (Stichwort Napoleonische Kriege) wird er diese Erfahrungen zu schätzen wissen.

Und Indien selbst? Indien war also auch damals noch immer nicht „zurückgefallen“, zumindest militärisch nicht, sondern durch seine Uneinigkeit wieder einmal einer dünnen, ausländischen Herrscherschicht ausgeliefert – diesmal sogar vom Himalaja bis Ceylon. Die Briten werden die Nachfolger der Mogulen und zu den wahren Einigern Indiens. Sie regieren das Land mit einheimischen Truppen unter englischer Führung und diese sepoy-Regimenter sind das eigentliche Rückrat des Raj (der Herrschaft über Indien). Aber auch davor sind schon verschiedene Herrscher über und in Indien durchaus den letzten Trends, wie mit der Einführung von neuartigen Steinschlossgewehren oder dem Aufpflanzen von Bajonetten, gefolgt oder warben geschickt Europäer – meist von der jeweils verfeindeten Seite –, um die Einführung neuer Techniken zu fördern. Schon in der Zeit zwischen 1000 und 1200 hatten schwere Panzerreiter die Elefanten als „Queen of Indian Battle“ ersetzt und weitere drei Jahrhunderte später führten die Mogulen Musketen in großer Stückzahl ein. An Innovationsfähigkeit und Anpassung hat es wahrlich nicht gefehlt. Und schließlich – wurde durch seinen strikten Pazifismus nicht Gandhi zum letzten Innovator gegen „militärische“

Macht? Denn welche Armee kann gegen militante Unbewaffnete bestehen, wenn sie zu Millionen marschieren?

B) Perspektiven von Krieg und Militär in der Geschichtsschreibung

„Alle Geschichte ist Militärgeschichte, was immer Geschichte sonst noch Angenehmeres sein mag. Das Militär war, ist und wird sein eine peinliche Wurzel aller Staatlichkeit und aller Politik. Seine Bedeutung wird eher noch steigen. Der Friedensfreund, der sagt: Pfui, du befasst dich mit Militär, sagt etwas sympathisch Dummes. Gerade wer den Frieden will, mit aller Kraft, Verzweiflung und Hoffnung – gerade der muss Militärwissenschaft betreiben. Echte Wissenschaft wird zum Durchschauen betrieben und nicht zur Selbstvernebelung“ – so der Wiener Publizist Günther Nenning in DIE ZEIT vom 12.11.1998. Der Theologe Eugen Drewermann hält in seinem letzten Buch: „Krieg ist Krankheit, keine Lösung – Eine Basis für den Frieden“ an dem Konzept fest, Krieg als pathologischen Teil menschlicher Existenz wahrzunehmen: „Der Krieg ist eine Wunde in der Seele des Menschen, deren Schmerz nach immer grausameren Taten ruft. Doch kein Krieg schließt die Wunde. Jeder neue Krieg macht sie von Mal zu Mal nur noch tödlicher.“

Krieg als „totales Sozialphänomen“

Krieg ist seit jeher als transsoziales Phänomen aufgetreten. Deshalb sollte an ihn im Sinne von Marcel Mauss als „fait total social“, als Totales Soziales Phänomen herangegangen werden. Alles kann in Krieg konvergieren, aus Krieg divergieren und darüber analysiert werden. So ist dem Krieg als Genre in der europäischen Kunst viel Platz eingeräumt worden. Das soll nicht heißen, dass die christlich-abendländische Zivilisation hier einen Sonderweg genommen hat – man denke

nur an die bestialischen Darstellungen auf präkolumbianischen Tempeln in Mesoamerika. Doch strotzen gerade die Kunstsammlungen unserer Museen von diesem Genre. Gibt es hier einen Zusammenhang zwischen der „Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit“ (Johannes Burkhardt), der Zeit, wo begonnen wurde, diese Sammlungen anzulegen, und dem Kunstmarkt? Andererseits ist die erste bis heute erhaltene Literatur auf europäischem Boden eine Kriegsgeschichte: die Ilias von Homer ... Oder: Wie militant/militarisiert ist doch eigentlich unser Sprachjargon, sowohl in seiner Herkunftsbedeutung, wie in seinem Stil? Ein harmloses Beispiel: Urlaubszeit ist Reisezeit. Die alljährlichen Urlauberkolonnen, welche sich kreuz und quer durch Europa bewegen, fordern oft den journalistischen Vergleich von Invasionen heraus. Von der Bedeutungsherkunft bezeichnete „Urlaub“ – im Gegensatz zur Desertion – das erlaubte Sich-Entfernen von der Truppe. „Reisen“ leitet sich von fahrenden Kriegerern in saisonalen, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kriegszügen ab. In der späteren Neuzeit waren die „Schlachtenbummler“ noch keine Fußballfans, sondern „freischaffende Kriegsreisende“ – um nur ein paar Beispiele anzubringen.

Krieg als Gewaltproblem – oder: Gibt es „friedliche Gesellschaften“?

Mit unterschiedlichen Vorsätzen machten sich Feldforscher aus der Ethnologie, Anthropologie und anderen empirischen Sozialwissenschaften daran, Bezugspunkte im Gewalt-Krieg-Komplex herzustellen. Auf der Suche nach den Quellen des Krieges wurde in übersichtlicheren Sozialsituationen bei Stämmen und „Naturvölkern“ geforscht und beobachtet. Dies entweder als Friedenssuche, auf der Jagd nach der ursprünglich friedvollen Gesellschaftsordnung: so heißt es bei Margret Mead und anderen:

„War is only an invention – not a biological necessity“ – oder: „War had no real functions, nor did it have an evolution.“ – Oder man betreibt Kriegsursachenforschung. Wie Menschen erlaubter und begründeterweise andere Menschen als Gegner töten; was und wie das abläuft; und wie ein solches Tun in der (Klein)Gruppe bewältigt bzw. gerechtfertigt wird – immer handelt es sich dabei um eine außeralltägliche Situation. Nur der Krieg macht dieses universale Verbrechen straf- und sanktionsfrei und zählt damit prominent zum Wirkungs-Ursachen-Gefüge organisierter Gewalt. Gruppendynamische Beobachtungen zum militärischen Korpsgeist und zu Fragen ethnischer Zusammengehörigkeit, zu Motivationsfragen usw. überschneiden sich dabei thematisch.

Die Suche nach der „friedvollen Urgesellschaft“ zwischen Südsee und Amazonastiefland musste selbst bei den aussichtreichsten Kandidaten erfolglos abgebrochen werden. In letzter Zeit wurde dafür ein militärgeschichtlicher Ansatz als Interaktion von Wirtschaft, Technik, Demographie in der Ethnologie/Kultur-Anthropologie favorisiert. Krieg wird dabei als ein dynamischer und vor allem historischer Prozess gelesen. Speziell von Interesse sind die Konfrontationen verschiedener Kriegs- und Militärkulturen und wie die „Verstaatlichung der Welt“ hier die Situationen staatenloser Gesellschaften grundlegend geändert hat. Ebenso wird die Angleichung oder Verstärkung regionaler Unterschiede in tribalen und proto-staatlichen Organisationsformen durch Kriege verfolgt bzw. überprüft, wie sich dabei die europäische Expansion in die überseeische Begegnung mit Eroberungskriegen und Kolonialismus mit eingebracht hat. Die Interdisziplinarität unterstützt und bestätigt hier anschaulich die Auffassung von „Krieg“ als einer fortlaufenden Interaktion ohne eigentlichen Urzustand. Allgemein daraus

gewonnene Ergebnisse wie das Konzept des *ethnic-soldiering* („...indigenous people who fight under the control or influence of state agents“) werden sich gerade im geschichtswissenschaftlichen Kontext als fruchtbar erweisen. Nicht nur von europäischen Kolonialmächten wurden gerne bestimmte „martial races“ („Rassen geborener Krieger“) gefördert und in die jeweiligen Kolonialarmeen rekrutiert – man denke nur an das indische Beispiel der Sikhs oder Gurkhas. Auch muslimische Bosniaken, Haiduken und Panduren des Balkans sind Musterfälle von „ethnic soldiering“ mit gesamtgesellschaftlicher Bedeutung bis heute. Eine historische Beispielreihe ließe sich auch für die westeuropäische Geschichte bilden, wie das Schicksal der Iren, Schotten oder Schweizer zeigt. Das Kriegshandwerk erwies sich hier als Unterdrückungsmacht genauso wie als Weg zur sozialen Emanzipation. Im Rahmen von Militär wurden ethnische Gruppen gefördert, ja ihre Ethnogenese sogar erst initiiert, während andere ausgelöscht wurden. Chance und Fanal begleitet auch hier die Militärgeschichte und bilden ihre Möglichkeitspole.

„War and Gender“ – oder: Krieg von Frauen, gegen Frauen, ohne Frauen?

Frauen sind für die Kriegsführung – und darüber gibt es keinen Zweifel – schon immer unerlässlich gewesen. An der Heimatfront der Weltkriege, hinter den Schanzkörben auf den Bastionen, als Trosserinnen im Dreißigjährigen Krieg, als stellvertretender Haushaltsvorstand, der die Burg des ritterlichen Gemahls mit dem Schwert in der Hand verteidigte, blieben sie dabei doch eindeutig Lückenfüller und Hilfskräfte. Dieses „universal gendering of war“ (Goldstein 2001) ist zu einem wichtigen Bestandteil und Motor „basaler Zugehörigkeitskonflikte“ (Trutz von Trotta) geworden. Motiv und Grundlage sind von gleicher Art und drehen sich um Mitgliedschaft und

Gruppenbildung. Was schon in „Barbar“ und „Römer“ den Mensch vom Menschen scheiden mochte, trennt heute noch Genosse und Nicht-Mitglied, Frauen und Männer so wie ein Kollektiv vom anderen. Der feministische Ansatz und sein Forschungsenthusiasmus haben auf der Suche nach der Frau und ihrer Stellung in der Kriegs- und Militärgeschichte erhellende Beiträge geliefert, um dann doch nur zu bestätigen, dass Krieg bis jetzt vorwiegend Männersache war (siehe etwa die Beiträge Nr. 9/2 [1998] in der Zeitschrift *L'Homme*, in der Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Nr. 9 [1998]). Die Situation in Geschichte und Gegenwart scheint hier vorläufig eindeutig zu bleiben.

Was Frauen in der Gesellschaftsgeschichte dürfen oder nicht dürfen, bildet gerade im Krieg eine klare Linie. Frauen waren zwar nie vom Krieg ausgenommen gewesen – weder als Opfer noch als aktive Teilnehmer und Täter –, nur wurden bis auf den westafrikanischen Ausnahmefall der „Amazonenarmee“ des Königs von Dahomey Frauen niemals in größerer Zahl als Kampftruppen mobilisiert. Selbst die rund 800.000 Sowjetbürgerinnen der Roten Armee, die im Zweiten Weltkrieg gegen Nazi-Deutschland kämpften, kamen größtenteils in der Etappe zum Einsatz. (Ausnahme: einige Scharfschützengruppen und Teilnehmerinnen am Partisanenkampf sowie die schneidigen Flugaufklärerinnen, die als so genannte „Nacht-hexen“ zu einiger Berühmtheit gelangt sind).

In Frage und zur Diskussion steht hier nicht, dass Frauen immer wieder qualifiziert als Kriegerinnen und Kampfleiterinnen in Erscheinung haben treten können – unzweifelhafte Zeugnisse von Piratinnen, verkleideten Matrosinnen, Anführerinnen von Ritterheeren, in Befreiungskriegen, von Partisaninnen, Revolutionssoldatinnen usw. zeigen das. Nur ist die Präsenz von

Frauen im Kriegsumfeld genauso offensichtlich wie ihr minimaler Beitrag als aktive Kämpfer. Van Creveld – immer wieder gut für provokante Thesen – riskiert die unbequeme Feststellung, dass „je mehr Frauen an ihm beteiligt sind, desto weniger ist ein Militärapparat in der Lage, als ernsthafte Kriegsmaschinerie anzutreten“. Einen Luxus, den sich jetzt die westlichen, so genannten Friedensarmeen mit geringem Mobilisierungsgrad leisten können, um politischem Druck genüge zu tun. Möglicherweise sollen Karrierechancen im Militär auch nur deshalb für Frauen eröffnet werden um Wählerstimmen zu bringen ...

Krieg und Staat – oder: „Staatenbildungskriege“ als europäischer Modernisierungsweg ?

Für die Herausbildung der zentralbürokratischen Infrastruktur moderner Fiskal- und Militärstaatlichkeit europäischer Prägung ist die Rolle des Militärs unübersehbar. Inwieweit das Militär zum Steigbügelhalter von allgemeiner Entwicklung, Demokratie und „Modernisierung“ geworden ist, mag weiterhin umstritten bleiben. Um militärisch konkurrenzfähig zu sein, sind schon oftmals tiefgreifende Einschnitte in das allgemeine Sozialgefüge der Gesellschaften vorgenommen worden. Sei es als Modernisierungsspurts wie im japanischen Fallbeispiel der Meiji-Reform, sei es im Falle türkisch-osmanischer Modernisierung oder im Zusammenhang mit dem habsburgischen Reformwerk unter Maria-Theresia und Joseph II. gegen den preußischen Militärstaat – all diese Organisationsschübe wären ohne Kriegsanstrengungen und ohne die Erfahrung der Niederlage gewiß nicht so sehr auf die Spitze getrieben worden. Reformdynamik durch defensive Modernisierung mag für europäische Entwicklungsgeschichte typisch sein. Es gab aber nie nur einen, sondern viele Wege in die Moderne, und nicht nur im Westen ist dabei das Militär im Mittelpunkt der

Veränderungen gestanden. Gerade in diesem Zusammenhang muss bei globalen Vergleichsstudien militärischer Kapazitäten der vielfach behauptete einzigartige Aufstieg des Westens gründlich in Frage gestellt werden. Eine deutlich auszumachende militärische Überlegenheit des Westens wird vor dem späten 18./Anfang 19. Jahrhundert – wenn überhaupt – nicht virulent. Die „Militärische Revolution“ der Neuzeit – zwischenzeitlich nicht als singuläres, sondern als Serie mehrerer Veränderungsschübe interpretiert – öffnete keine Schere zwischen Europa, dem Westen und dem Rest der Welt. In der Vielfalt der zivil-militärischen Verwicklungen sind deshalb Pauschalierungen mit Vorsicht zu genießen.

Militäreliten konnten ohne Zweifel zum „menschlichen Motor des Wandels werden, der die Gemeinschaft beim Streben nach Modernisierung in allen Bereichen antreibt“ – so eine zeitgenössische Einschätzung zum lateinamerikanischen Caudillismus. Radikale Offiziere haben sich von Napoleon, Atatürk oder Nasser bis Peron immer wieder als besonders entwicklungsorientiert gezeigt. Andere Fallbeispiele zeigen aber überdeutlich das Gegenteil. Modernität war und ist kein endgültiger Zustand, sondern reflexives Spiel und Interaktion, worin das Militär als bewaffnetes Konfliktargument rund um den Globus aber möglicherweise eine Vorzugsstellung einnimmt.

Krieg und Wirtschaft – oder: Kriegswirtschaft?

Vor dem Fabrikzeitalter existierte industrielle Produktionsweise zuerst für die Herstellung von Kriegsmitteln. Das Arsenal in Venedig oder das Werftgelände der niederländischen Ostindienkompanie (V.O.C.) in Amsterdam beeindruckten noch heute mit ihrer Weitläufigkeit. Tausende fanden im Schiffsbau, in den Kanonengießereien, bei Handwaffenschmieden u.a. Arbeit. Von Tula

(nahe Moskau) und der Marinewerft in St. Petersburg, vom Zaandam (bei Amsterdam) bis Chatham (Themsewerften) und in diversen Arsenalen und Waffenschmieden auf dem europäischen Festland – überall war es jener Typus kriegswichtiger Produktion, der die ersten integrierten Großbetriebe hervorbrachte. In ihrem kapitalintensiven Struktur- und Organisationsaufwand sind solch arbeitsteilige Großmanufakturen wohl nur noch mit Bergwerksbetrieben der Epoche vergleichbar. Punktuell handelte es sich um „Militär-Industrielle-Komplexe“, denn das Militär stellte nicht nur als Lohnunternehmen (Soldzahlungen), sondern auch mit seinen Produktionsstandorten für ganze Regionen einen wichtigen Wirtschaftsfaktor dar. Diese Produktionsstätten zählten zu den Wundern ihrer Zeit, und Dante ließ sich nach einem Besuch im Arsenal der Sereissima von Feuer, Rauch und Eisenwerk sogar zur Beschreibung des Infernos in der Göttlichen Komödie inspirieren.

Bereits während der Neuzeit herrschte eine auffällige Verflechtung von Rüstungswirtschaft mit Militärs, Politik und Wissenschaft. Der „Merkantilismus“ war im Grunde eine Kriegswirtschaft (war-like economy), um die nationale Schlagkraft der einzelnen Staaten zu erhöhen. Noch vor dem Eisenbahnbau – keine Bahn-, kein Telegraphenlinie konnte ohne Zustimmung militärischer Planungsstellen errichtet werden – wurden Chausseen, Kanäle und Festungen nach militär-ökonomischen Erwägungen errichtet. Nicht nur bei der Infrastruktur waren die Grenzen zwischen Kriegs- und Friedenswirtschaft fließend. Das Produkt selbst war zumeist multifunktional. So sind große Handelsschiffe durchgehend als Kriegsschiffe gebaut worden – reine Marinesegler kommen erst mit den Linienschiffen des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts auf. Das Zeitalter der Selbstausrüstung/Selbstausbildung erlaubte aber in weiten

Bereichen noch so lange eine dezentrale Militärgütererzeugung, bis die Grenzen einer Low-tech-Produktion ausgeschöpft waren (z.B. Uniformennähen, Waffenpflege u.a.). Mit zunehmender Komplexität und steigendem Kapitalbedarf, bzw. mit jener Sonderbeziehung zwischen Produzenten und Abnehmern, die den Staat quasi zum Nachfragemonopolisten von Kriegsgütern machte, endete die Einbindung ländlich-gewerblicher und kommerziell-agrarischer Regionen im Zeitalter der „Proto-Industrialisierung“ (Cerman/Ogilvie). Das gilt zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert auch für das städtische Meisterhandwerk und seine Rüstungsproduktion in Einzelanfertigung und Typenkleinserie. „So war die Entstehung der industriellen Fertigung von Waffen durch staatliche Eingriffe induziert, und in kriegswirtschaftlichen Systemen ist eine staatliche Regulierung des Marktes, wenn nicht sogar ein Wechsel von der privatwirtschaftlichen Unternehmung hin zu Staatsunternehmen, zu beobachten“ (Stefanie van de Kerkhof). Mit den Arsenalen, wie dem Innsbrucker Zeughaus unter Maximilian I., folgten die Fürstenhöfe, später die industrialisierten Nationalstaaten diesem Trend: Zuerst konzentrierten sich Staats- oder sonstige Kollektivunternehmer auf die jeweiligen militärischen High-tech-Produkte ihrer Zeit. Herstellungskosten, die sich sonst niemand leisten konnte, waren Langzeit-Investitionen für ihre weitere machtpolitische Expansion. Der Weg der Kanone ist dazu nur ein Beispiel.

Wirtschaftsgeschichte unter dem Aspekt des Militärs verdient in der historischen Forschung gerade im deutschsprachigen Raum mehr Beachtung. Bis heute verhindert nämlich die Sonderstellung von Rüstungsprodukten – eben nur im Kriegsfall dem Endverbraucher zweck zugeführt zu werden – nicht die Vielzahl seiner militär-ziviler Implikationen zwischen Forschung und Entwicklung, Produktion, zivi-

len Zulieferbetrieben und dem allgemeinen Gütermarkt. Das besondere Profil von Kriegswirtschaft und Wirtschaften für den Krieg hatte auf lange Dauer spezifische Konsequenzen. Im Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften wird in diesem Zusammenhang Folgendes aufgelistet: ein Güterverbrauch ohne wirtschaftliche Gegenleistung, Umschichtung des Verbrauchs und Transferleistungen in strukturschwache Gegenden mit militärgeographischer Bedeutung, permanenter Einkommenstransfer aus privater in die öffentliche Hand, Inflation (John M. Keynes spricht hier von einer „inflationären Lücke“), Währungsinstabilität und Anwendung des Grenznutzensprinzips anstelle des ökonomischen Rationalitätsprinzips, Schrumpfung des volkswirtschaftlichen Realkapitals – alles Besonderheiten mit gesamt-ökonomischen Auswirkungen, die schon für das vorindustriellen Europa ihre Gültigkeit besaßen.

Krieg und Technik – oder: Ist der Krieg der Vater aller Dinge?

Spontan würde wohl jedermann der Technik und dem Krieg ein produktives Verhältnis der besonderen Art zuschreiben. Auf diesem Gebiet ist der Krieg in der Tat „der Vater aller Dinge“. Seine Bedeutung für die Sozialgeschichte findet erst in den letzten Jahren wieder Beachtung, während sein Einfluss auf die Technikgeschichte schon längere Zeit als selbstverständlich gilt. Wie als Trostpflaster wurden und werden zivile Nutzungsmöglichkeiten militärischer Innovationen angepriesen, um gigantische Investitionen und Entwicklungskosten auch mit friedlicher Umwegrentabilität zu rechtfertigen. Dieselbe Satellitentechnik, die Bomben und Raketen in ihre Ziele lotst, führt den Chauffeur mit Autonavigation vor die gesuchte Haustürnummer. Zwei Aspekte sollen hier herausgestrichen werden.

Erstens bestand bei Investitionen in Kriegstechnik durchgehend hohe

Bereitschaft, auch auf lange Zeit tief in die Tasche zu greifen. Zuerst in die Privatschatullen und fürstlichen Schatztruhen, dann in die allgemeinen Steuersäckel nationaler Volkswirtschaften. Zweitens schafft Technik, speziell Kriegstechnik, Zwänge, die Normen setzten. Militärische Hardware (Technik) und Software (Sozialorganisation) sind wie Avers und Revers derselben Münzen, denn die eine Seite konnte die andere einfach auf den Kopf stellen. Bereits antike Politologen interpretierten Stufen der Herrschaftsgeschichte von Athen hin zur „Volksherrschaft“ mit drei militärischen Stadien: die Aristokratie korreliert mit dem Pferd, die Hoplitenherrschaft – Vollbürger als Lanzensträger – mit der Phalanx und die „Demokratie“ für alle Bürger mit den Triremen in der Matrosenherrschaft. Als Athen zur maritimen Supermacht aufstieg und mehr und mehr Ruderer benötigte, kamen verstärkt ärmere Schichten zum Zug – auch politisch. Sozio-politisch hatte das Pferd als „Steigbügeltechnologie“ für Europa dezentralisierende Wirkung – so Lynn White. Kleine Reiterheere konnten gut gegen große Heeresorganisationen bestehen und die römische Grenzverteidigung der Spätantike in eine ruinöse Kostenschraube treiben. Der Erhaltungsaufwand für Pferdetruppen lag aber immer höher als bei Fußtruppen. Selbst bei leichter Kavallerie vervielfachte sich der Unterhaltsaufwand. Politische Zentralisierung und teurer gepanzerte Reiterheere schlossen sich daher aus fiskal-ökonomischen Gründen weitgehend aus. Damit bekam wieder die Infanterie eine Chance, und billige Fußsoldaten aus städtisch-ländlichen Aufgeboten hoben den hochspezialisierten Ritterstand aus dem Sattel. Bald sollten auch deren Burgen gegen die Kanonen keinen Stand mehr haben, und mit dem Herbst des Mittelalters neigte sich auch eine Ära europäischer Sozialorganisation dem Ende zu.

Das Zeitalter der „face-to-face-Schlacht“ (Kaufmann 1996) über-

dauert diesen Bruch und begleitete das „Schießpulverzeitalter“ und seine „Gun-Powder-Empires“ bis ins 19. Jahrhundert. Erst die technisch-mediale Ausweitung körperlicher Grenzen durch Hilfsmittel zu Wahrnehmungssteigerung (optische Geräte, Telegraphen und Funk) bzw. die sprunghafte Vergrößerung von Mobilität mit Dampfmaschinen und Verbrennungsmotoren (Eisenbahn, Flugzeuge, Automobile) führte wirklich in die Möglichkeit eines „totalen Krieges“. Das natürlich-menschliche Blickfeld setzte der Gefechts- und Schlachtenführung lange seine Grenzen. Mit den Napoleonischen Kriegen – ähnliche Mannschaffsmassierungen wurden vorher nur im Spanischen Erbfolgekrieg erreicht – sind Obergrenzen mit 150–200.000 Mann pro Schlacht erreicht worden. Fronten, die ganze Kontinente mit Millionenheeren durchliefen, waren einfach noch nicht möglich und von einem Feldherrenhügel schon gar nicht lenk- und steuerbar. Ganz zu schweigen von der engen Koordination einer „Heimatfront“ mit „Kampffronten“, die Tausende Kilometer weit auseinander liegen konnten.

„Alle Geschichte ist Militärgeschichte ...“

Krieg und Kulturgeschichte, „von oben“ oder „von unten“, Krieg und Wissenschaft, Krieg und ... und ... und ... Fragestellungen und Kombinationen dieser Art sind vielleicht der beste Weg, die thematische Beschränkung von Krieg aufzuheben. Was hier nur kursorisch durchlaufen werden kann, vermag der immer bunter austreibenden Themenvielfalt zum Krieg nur andeutungsweise gerecht zu werden. Der Krieg hat sicher Zukunft und um mit seinen Entwicklungen auch historiographisch Schritt halten zu können, müssen sich die Wissenschaft und ihre Methoden anpassen. Veränderungen gehören zur Menschheitsgeschichte wie der Krieg zu ihren Ursachen. In seiner Geschichte hat er sich als Formenwandler bewie-

sen. Beständig wechselt er sein Gesicht – auf dem Schlachtfeld (Keegan 1988) und als Lebensform. Geschichte, will sie die Wissenschaft des sozialen Wandels bleiben, muss ihm folgen, egal ob es angenehm ist oder nicht.

Betrachten wir etwa das Themenpaar *„Krieg und Medien“*. Diese Zusammenstellung wäre eine hervorragende Möglichkeit, symbiotische Beziehungen unter militärgeschichtlichen Prämissen herauszuarbeiten. Militär, Presse und Politik stehen in einem eigenwilligen Beziehungstrio, gilt doch die Wahrheit als erstes Opfer des Krieges. „Der Propagandakrieg wird in seinen wesentlichen Punkten dem Waffenkrieg als gleichrangiges Kriegsmittel anerkannt“, hieß es dazu klipp und klar in einem Abkommen zwischen dem NS-Reichspropagandaministerium und dem Oberkommando der Wehrmacht. Auf der Seite des Gegners wurde es ähnlich gesehen: „Public opinion wins war“ (Dwight D. Eisenhower, amerikanischer General und Präsident). Der Kampf um den Krieg in den Köpfen wird mit professionellem Schlachtenjournalismus und von Kriegsberichterstellern seit Mitte des 19. Jahrhunderts geführt. Der Krim-Krieg (1853/54–56), ein internationaler Konflikt, an dem die ganze Welt per Kabel (Telegraph) teilnehmen konnte, gilt als erster moderner „Medienkrieg“. Massenjournalismus, rotierende Druckerpresse und Medientycoons wie Randolph Hearst brauchten von da an immer mehr Nahrung und weitere Impulse für ihr lukratives militär-mediales Zeitalter. Die zentrale These der „Letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus ist die der Fortsetzung von Sprachverfälschung durch eine hetzerische Presse mit anderen Mitteln – als Krieg nämlich. Ein Medienhappening à la „Serbien muss sterben, jeder Stoß a Franzos‘, jeder Tritt a Britt‘, jeder Schuss a Russ“ wird zur grausamen Wirklichkeit. Gewiss sind Meinungsmache und Propaganda älter als der Druckstock, und die Beschwörung natio-

nalener Kräfte während der Französischen Revolution, der Napoleonischen Kriege oder gegen die Sklavenhalter im amerikanischen Süden ist von nicht zu unterschätzender Mobilisierungskraft gewesen. „Drei feindliche Zeitungen sind mehr zu fürchten als tausend Bajonette“, bemerkte schon Bonaparte dazu. Doch erst mit Vietnam wurde ein Krieg genauso in Berkeley, Paris und Berlin verloren wie vor Saigon, und „Desert-Storm“ (die Invasion von westlichen Bündnistruppen unter Führung der U.S.A. zur Rückgewinnung Kuwaits) sollte nur einen Sieger groß herausbringen: CNN. Der Sender AL-JAZIRA ist die transarabische Antwort auf TED Turners Gründung. Fernseh-Journalismus, flimmernde Echtzeit-Aufnahmen und Medienkonzerne werden auch in Zukunft dem „Militär-Medialen-Komplex“ weitere Impulse verleihen und dafür sorgen, dass die einen Kriege weithin wahrgenommen und andere „vergessen“ werden. Wer erinnert sich heute an den langjährigen Iran-Irak-Krieg mit seinen Millionen Opfern, war er überhaupt je Teil der aktuellen Berichterstattung? Dafür ist im medialen Entertainmentbereich die Präsenz von Krieg als solchem nicht wegzuzappen oder auszuschalten. Der rege produzierende „Hollywood-RTL-Komplex“ sendet ganze Programmblocke im Dunstkreis von Krieg und Militär als Fernsehdokumentation, Rambo-Unterhaltung oder „großes Kino“. Die Sortimentgestaltung der Buchhändler, vor allem der Handelsketten und Versandhäuser, ist mit ihrer Schwerpunktsetzung – Erster und Zweiter Weltkrieg, Materialkunde und biographische Erlebnisberichte – auch eine nähere Betrachtung wert.

Krieg und Politik – die vielleicht am dichtesten ausgearbeitete Forschungsrichtung – soll in der Methodenvielfalt der Neuen Militärgeschichte nicht zu kurz kommen. „War made the state, and the state made war.“ Das prägnante Fazit Charles Tillys ist nicht als Zirkelschluss zu lesen, sondern beschreibt

ein weiterhin gültiges Mittel der Politik: „Der Krieg ist nichts als die Fortsetzung der politischen Bestrebungen mit veränderten Mitteln. (...) Durch diesen Grundsatz wird die ganze Kriegsgeschichte verständlich, ohne ihn ist alles voll der größten Absurdität“ – so Clausewitz, der damit diese Perspektive klassisch umrissen hat. Die Anstrengungen zur Aufstellung immer größerer Militärstreitkräfte wurden zum wichtigen „Schwungrad an der Staatsmaschinerie“ (Otto Hintze). Das Entstehen einer modernen Staatenwelt von der frühen Neuzeit an und die Verstaatlichung großer Weltteile als eine verbeamtete Zentralisierung und Territorialisierung der Reiche und Landschaften ist ohne Militär nicht vorstellbar. Erst durch dessen Ausbau und ständige Verbesserung wurde ein immer verlässlicherer militär-ziviler Zwangsapparat geschaffen. Ein Apparat, der als „gute policey“ vorerst paramilitärisch organisiert und im erweiterten Sinne auf die Herstellung und Sicherung der Ordnung auf allen Ebenen des Gemeinwesens ausgerichtet war. Erst vom späten 18. Jahrhundert an wurden reguläre Polizeitruppen aufgebaut und die öffentliche Ordnung als solche mit Zivil- und Exekutivbeamten uniformiert. Das Militär wurde von da an nur noch für innenpolitische Extremsituationen eingesetzt. Oft genug, wie wir wissen.

Der Problembereich „*Krieg und Migration in der Analyse als Militärgeschichte*“ würde weiter verdeutlichen, wie hochmobil alteuropäische Gesellschaften auf Krieg reagierten. Krieg hat nicht nur Fluchtbewegungen ausgelöst („push-Faktoren“) oder als Verdienstmöglichkeit Menschen aus allen Teilen Europas anlocken können („pull-Faktoren“). Speziell am europäischen Migrationsnetzwerk und an seinen Migrationskreisläufen wurde von der „kriegerischen Internationale“ reger Anteil genommen. Transnationalismus und Transmigrationen schufen einen auf das Militär abge-

stimmten, transnationalen Raum. Auf dem Schlachtfeld fielen Krieger, Soldaten und ihr Anhang aus allen Regionen Europas übereinander her, aber gleichzeitig wurde durch diesen Typ des militärischen Transmigranten das Wechselspiel von Herkunfts- und Ankunftsregionen stimuliert. Nicht nur Kriegs- und Kriegerkultur wurden dabei in Austausch gebracht. Hunderttausende dienten in Armeen und Heeren – oft bei mehreren Dienstgebern hintereinander. Kettenmigrationen brachten Iren und Flamen in Habsburgerdienste, Deutsche und Schweden nach Italien – und wieder zurück. Mit ihnen Erfahrungen, Geld und ein Stück mehr an Gemeinsamkeit in der kriegerischen Internationalen. Diese Austauschprozesse endeten nicht mit den immer dichter gewordenen nationalen Staatsgrenzen, sondern fanden im 19. Jahrhundert nur neue Wege und Schlupflöcher – weltweit. Im Zeichen heutiger Globalisierung und ihrer Tendenz zu privaten Sicherheitsdiensten, die den Umfang von Privatarmeen erreichen, ist ein neuer,

hochflexibler Söldnermarkt im Entstehen und setzt fort, was mit römischen Söldnerlegionen, Ritterheeren, Landsknechthaufen, Fremdenlegionen nie abwesend war. Krieg und Militär ist in dieser Hinsicht in der Forschung zur internationalen Migration noch viel zu oft eine unterschätzte Größe.

Krieg und Desertion. Jeder Zeit ihre Armee, jeder Armee ihre Deserteure. Wenn es um das gesellschaftliche Ganze geht, muss auch die Perspektive der Verweigerung in die Neue Militärgeschichte Eingang finden. Dass eine Armee die grundlegenden Verhältnisse und Widersprüche der sie umgebenden Gesellschaft erhellte, diese Erkenntnis hat sich mittlerweile verbreitet und konstituierte – in Ansätzen – eine neue Form der Sozialgeschichte des Militärs. Dass auch und gerade über den Deserteur Einsicht in die grundlegenden Konstitutionsmuster des Militärs und damit in die Konfiguration der das Militär umgebenden Gesellschaft zu gewinnen sei, ist hingegen eine neue und eher ungewöhnliche Einsicht.

LITERATUR

- J. BLACK, *War and the World – Military Power and the Fate of Continents 1450–2000*. New Haven-London 1998.
- U. BRÖCKLING/M. SIKORA (Hg.), *Armeen und ihre Deserteure. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit*. Göttingen 1998.
- B.R. FERGUSON/N.L. WHITEHEAD (Hg.), *War in the Tribal Zone – Expanding States and Indigenous Warfare*. Santa Fé (NM) 1992.
- J. GOLDSTEIN, *How Gender Shapes the War System and Vice Versa*. Cambridge 2001.
- S. KAUFMANN, *Kommunikationstechnik und Kriegsführung 1815–1945. Stufen telemedialer Rüstung*. München 1996.
- J. KEEGAN, *The Face of Battle. A Study of Agincourt, Waterloo and the Somme*. London 1988.
- B.R. KROENER/R. PRÖVE (Hg.), *Krieg und Frieden – Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*. Paderborn 1996.
- Th. KÜHNE/B. ZIEMANN (Hg.), *Was ist Militärgeschichte? (= Krieg in der Geschichte, Bd. 6)*. Paderborn u.a. 2000.
- G. PARKER, *The Military Revolution – Military Innovation and the Rise of the West, 1500–1800*. Cambridge 1988.
- I.K. STEELE, *Warpaths – Invasions of North America*. New York-Oxford 1994.
- B. VANDERVORT, *Wars of Imperial Conquest 1830–1914*. London 1998.